

Sich der kulturellen Brille bewusst werden

„Das Fremde“ und wir:
Interkulturelle
Kompetenz umfasst
viel mehr als nur den
Umgang mit Religion
und Nationalitäten

VON STEFAN GRÖNEFELD

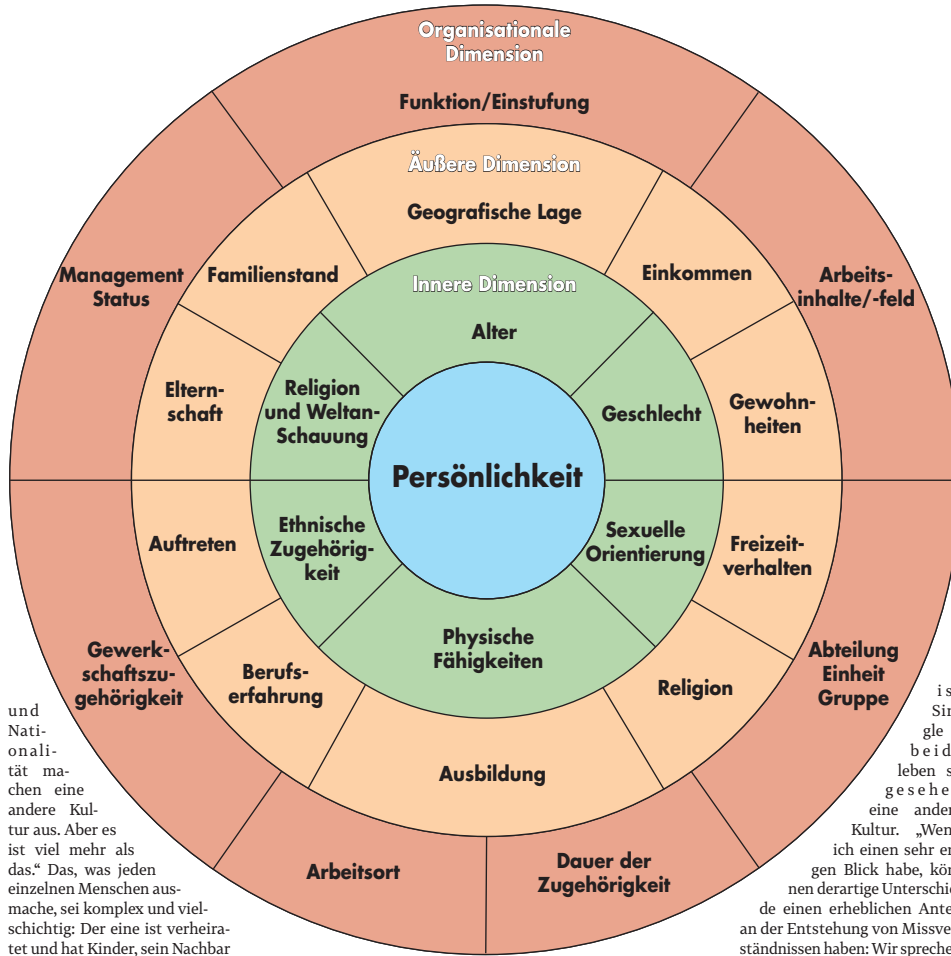
Soltau. Für die breite Öffentlichkeit spielt sie noch eine eher untergeordnete Rolle, Experten gilt die interkulturelle Kompetenz allerdings schon länger als Schlüsselkompetenz des 21. Jahrhunderts. Bereits vor rund zehn Jahren betonte die Bertelsmann-Stiftung ihre Wichtigkeit angesichts „immer stärkerer Vernetzung“ und der „heterogenen Bevölkerungszusammensetzung“. Bei der Integration von Geflüchteten spielt sie aktuell eine große Rolle – allerdings geht es bei interkultureller Kompetenz um viel mehr als um fremde Nationalitäten und Religionen.

Es geht darum, wie wir grundsätzlich mit dem umgehen, was uns fremd ist. „Das Fremde irritiert uns zunächst immer“, sagt Sabine Schütte, Leiterin des Familienzentrums Soltau. Dort findet am 9. September eine Tagung zum Thema „Interkulturelle Kompetenz“ statt (siehe unten). Referentin Annelie Tattenberg hat lange im Ausland gelebt und viel Erfahrung im Umgang mit „dem Fremden“.

„Unser Umgang mit dem, was uns fremd ist, ist sehr individuell“, sagt Tattenberg. „Kulturwissenschaftler sprechen in ihren Modellen von Unsicherheitsvermeidung. Es gibt Menschen, bei denen ist diese sehr hoch. Andere wiederum sind bereit, sich auf das Unbekannte einzulassen.“ Ganz wichtig ist Tattenberg, hierbei nicht zu werten: „Menschen mit hoher Unsicherheitsvermeidung sind nicht besser oder schlechter als Menschen mit niedrigerer Unsicherheitsvermeidung – sie sind anders.“

Was den Menschen ausmacht, ist komplex und vielschichtig

Tattenberg orientiert sich in ihren Seminaren an „Four Layers of Diversity“-Modell (siehe Grafik und Infobox). „Die meisten denken, eine andere Religion



Die vier Schichten der Vielfalt

Was uns ausmacht: Die Persönlichkeit im Zentrum, Merkmale unterschiedlicher Dimension

Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Menschen lassen sich in unterschiedlichen Dimensionen betrachten. Beim Modell „Four Layers of Diversity“ (Vier Schichten der Vielfalt) von Lee Gardenswartz und Anita Rowe steht die Persönlichkeit im Zentrum des Modells. Sie wird umringt von Merkmalen unterschiedlicher Dimension.

Die Persönlichkeit umfasst all jene Aspekte eines Menschen, die auch als „persönlicher Stil“ bezeichnet werden können.

Die Aspekte der inneren Dimension gelten als vom Individuum relativ unveränderbar und werden deswegen auch in entsprechenden Gleichbehandlungsgesetzen berücksichtigt. Die Aspekte der äußeren Dimension zeichnen sich durch Veränderbarkeit aus. „Religion“ und „Weltanschauung“ bilden dabei eine Ausnahme im Schema. Sie werden trotz ihrer relativen Veränderbarkeit zur

inneren Dimension gezählt, weil sie nicht immer frei wählbar sind. Da die Religionszugehörigkeit andererseits auch gewechselt werden kann, taucht sie in der äußeren Dimension ebenfalls auf. Die Aspekte der organisationalen Dimension sind durch die Art der Zugehörigkeit innerhalb einer Organisation bestimmt. Die drei Dimensionen unterscheiden sich nur dadurch, inwieweit der Mensch sie

verändern kann (oder will). Ansonsten sind sie vom Anderen als gleichrangig zu behandeln. Das Modell wurde zunächst in der Wirtschaft eingesetzt, um Projektgruppen bewusst heterogen und damit produktiv zusammenzustellen. Dabei gelte es, alle Merkmale zur Geltung kommen zu lassen. „Wenn sich nur eine Kultur durchsetzt, wird das Potenzial nicht ausgeschöpft und niemand ist zufrieden“, sagt Annelie Tattenberg.

eine Sprache, aber wir verstehen uns nicht.“ Unsere Kultur, das Umfeld, in dem wir aufwachsen, unsere Werte prägen unsere Wahrnehmung. Wir blicken durch eine „kulturelle Brille“.

Menschen mit interkultureller Kompetenz seien in der Lage, den Anderen eben nicht durch diese Brille zu sehen, sondern seine fremde Kultur anzuerkennen. Dabei seien die einzelnen Attribute je nach Dimension zwar in einem unterschiedlichen Grad veränderbar. Ansonsten sind sie gleichrangig, sagt Tattenberg. Und von anderen Menschen anzuerkennen. „Über Sexualität wird in unserer Gesellschaft wenig gesprochen. Wir beide sprechen ja auch nicht über unsere Sexualität und unsere Vorlieben. Von Schwulen und Lesben zum Beispiel erwartet man, dass sie sich outen. Warum eigentlich? Gilt für sie nicht das Gleiche wie für uns?“ Natürlich sei ein Leben ohne Orientierung und damit ohne eine gewisse Vereinfachung nicht möglich. „Aber man muss sich selbst dieser Vereinfachung bewusst sein.“

Man muss auch Tritte ins Fettnäpfchen aushalten

Das interkulturelle Lernen laufe in drei Phasen ab: In der ersten werde man sich der Relativität der eigenen Werte und Kultur bewusst. An diese Reflexion schließe sich ein kognitives Verständnis für die Funktionsweise kultureller Systeme an. In der dritten und letzten Phase werde das eigene Verhalten der interkulturellen Situation angepasst. „Interkulturelles Lernen hat also viel mit Reflexionsfähigkeit, Offenheit und Lernbereitschaft zu tun.“ Es gelte auch, Rückschläge auszuhalten, Tritte ins Fettnäpfchen. Dann sei ein offenes und ehrliches Zusammenleben mit „dem Fremden“ möglich.

Grundsätzlich seien die Chancen dafür gut: „Wir dürfen uns nur nicht auf die Unterschiede fokussieren, sondern sollten auch die Gemeinsamkeiten würdigen.“ Wie bei der internationalen Eltern-Kind-Gruppe des Familienzentrums, wo Familien aus dem Heidekreis mit Familien aus aller Welt zusammenkommen.

In der kommenden Woche: Die internationale Eltern-Kind-Gruppe zieht Bilanz.

„Der Begriff Toleranz wird oft zu gönnerhaft verwendet“

Soltau. Eine wertschätzende und offene Haltung ermöglicht echte Begegnung mit dem Fremden, das oft nur vermeintlich fremd ist. Davon ist Annelie Tattenberg überzeugt, und dafür möchte sie die Teilnehmer des Tagesseminars „Interkulturelle Kompetenz“ (siehe Infobox) sensibilisieren.

Wenn Menschen sich zu einer Tagung „Interkulturelle Kompetenz“ anmelden, spricht das für eine aufgeschlossene Haltung. Ist das schon die halbe Miete? Tattenberg: Natürlich ist es etwas einfacher, als wenn die Teilnehmer von ihrem Chef angemeldet worden sind und dann mit verschränkten Armen dasitzen. Aber die „halbe Miete“ ist es trotzdem noch nicht. Ich verbinde in meinen Seminaren die Vermittlung interkultureller Theorien mit Selbstreflexion. Es geht

Interview mit Annelie Tattenberg über Selbstreflexion, den Blick auf das Andere und Wege zur interkulturellen Kompetenz

nicht nur um den Blick auf das Andere, für das ich durchaus offen bin. Es geht auch um den Blick auf mich selbst. Wo stehe ich? Für welche Kultur? Und was bedeutet das? Was ist eigentlich mein eigenes Wertesystem? Diese Auseinandersetzung ist ein Prozess, sehr emotional und sehr intensiv.

Können Sie ein Beispiel geben? Viele Menschen sagen: Die Ge-

flüchteten sind so anders. Aber erst einmal ist es ein ganz normales Verhalten: Wenn man die Regeln seiner Umgebung nicht kennt, dann lebt man so, wie man es im Heimatland gewohnt ist. Viele Geflüchtete wissen noch nicht, was unsere Gesellschaft ausmacht. Das ist wie beim ersten Arbeitstag in einer neuen Firma: Da gibt es auch zwei Möglichkeiten: Mache ich es wie im-

mer oder frage ich jemanden? „Und es fragt eben nicht jeder nach den Regeln. Das setzt voraus, dass man sich kultureller Unterschiede bewusst ist. Übrigens habe ich es als im Ausland lebende Deutsche nicht anders erlebt. Auch viele aus der deutschen Gemeinschaft haben sich entsprechend der ihnen aus der Heimat bekannten Regeln verhalten. Das führt zu Irritationen und Missverständnissen im Umgang mit Menschen in der aufnehmenden Gesellschaft. Im Miteinander der unterschiedlichen Kulturen kann das zu Konflikten führen. Aus meiner Erfahrung spielt in dem Zusammenhang die Wahrnehmung eine große Rolle. Zum Beispiel die Frage, ob es sich um einen Wert oder eine Wertung handelt. Um diese Dinge zu klären, müssen wir viel mehr miteinander sprechen.“

Das hört sich so an, als sei interkulturelle Kompetenz das, was man früher Toleranz nannte. Da müssten wir uns erst einmal über die Definition von Toleranz unterhalten. So, wie ich den Begriff verstehe, ist er mir etwas zu eindimensional. Er hat etwas zu, wie soll ich sagen ...

Etwas zu Gönnerhaftes?

Ja, das könnte man so sagen. Zumindest wird er oft zu gönnerhaft verwendet. Man toleriert gönnerhaft etwas beim Anderen, ohne seine eigene Sicht zu hinterfragen. Es sollte aber eher so sein, wie es Thomas A. Harris formuliert hat: „Ich bin okay, du bist okay.“ Das gilt, sofern du nicht rassistisch bist, keine extremen Meinungen vertrittst und anderen Menschen keinen Schaden zufügst.

Jeder Mensch trägt seine „kulturelle Brille“. Was hilft es, wenn

die Ehrenamtlichen diese in ihrer Tagung ablegen, die Geflüchteten ihre eigene aber aufbewahren? Ich komme ja aus der systemischen Ecke. Da ist der Ansatz: Wenn sich einer im System ändert, ändert sich das ganze System. Ich glaube, viele Menschen haben das tiefe Bedürfnis, in Menschlichkeit und Wärme zu leben.

Interview: grö

FAMILIENZENTRUM

Von Fremden lernen

Unter dem Motto „Von Fremden lernen, Begegnung ermöglichen“ findet am 9. September (11 bis 18 Uhr) ein Seminar im Familienzentrum Soltau, Rühberg 7, statt. Eine Anmeldung bis zum 25. August ist erforderlich, über ☎ (04131) 2237770 oder per E-Mail unter EEE.Lueneburg@elvk.de.

